

Das Schulsystem zwingt uns, Verlierer zu produzieren

Die Lehrerin Sabine Czerny rebellierte gegen die Selektion – jetzt hat sie ein Buch geschrieben / Von Freerk Huisken

... und ich will es bis heute nicht glauben.“ So lautet das Ende eines Schlüsselsatzes in dem gerade erschienenen Erfahrungsbericht von Sabine Czerny, jener bayerischen Lehrerin, die wegen zu guten Unterrichts abgemahnt wurde. Der Fall machte Schlagzeilen und ermunterte sie, auf fast 400 Seiten zusammenzutragen, „was wir unseren Kindern in der Schule antun und wie wir das ändern können“ – so der Titel des Buches. Trotz resümiert sie ihren Fall: „Ich hatte davon gehört, dass es politisch gar nicht erwünscht ist, dass alle Kinder gut lernen, konnte es aber nie glauben und will es bis heute nicht glauben.“ Glaube hin, Glaube her, eben diese Erfahrung musste sie machen, wurde gemobbt, der Unkollegialität geziehen und sprach schließlich nur noch im Beisein ihrer Anwältin mit der Schulleitung. Die machte ihr unmissverständlich klar: „Auch bei Ihnen muss es Vierer, Fünfer und Sechser geben!“ Das freundliche Angebot der Behörde, sich selbst ein Berufsverbot zu erteilen und mit Mitte dreißig in den vorzeitigen Ruhestand zu gehen, lehnte sie ab. Das Ergebnis: Strafversetzung.

Deswegen ist ihr Glaubensbekenntnis so erstaunlich. Er zeigt einerseits einen erfahrungsbasierten Idealismus, der ohne Zweifel jenen Schülern gut bekommt, denen sie sich weiterhin mit unbegrenztem Engagement und enormer Zuwendung widmet. Auf der anderen Seite steht er für die Weigerung, ihrer – durchaus nicht nur für Bayern, sondern für das deutsche Schulwesen exemplarischen – behördlichen Disziplinierung auf den Grund zu gehen. Das macht die Irritation aus, die sich beim Lesen dieses Buches einstellt.

In sieben Kapiteln nebst einem Epilog stellt Czerny die Schule mit Schwerpunkt Primarstufe vor. Sie gibt Einblick in ein System, das „in hohem und unverantwortlichem Maße Kinder zu Versagern und Verlierern macht“, in dem „alle Opfer“ seien, „Eltern, Lehrer und Schüler“, und das „der Gesellschaft schadet“. Kontrastierend dazu gibt sie als Resümee ihrer Anstrengungen der Überzeugung Ausdruck, „dass alle Kinder gut lernen können, und dass es keine dummen Kinder gibt. Aber wir (die Lehrer) produzieren Versager oder besser: Das System lässt uns Versager produzieren.“ Als Grundübel der Schule hält sie zutreffend fest, dass die Schule „eine Prüfungsschule mit dem Ziel der Selektion“ ist und empfindet es als „grotesk“, dass Lernen zu einer „reinen Frage der Zeit – einer Frage von recht wenig Zeit“ wird. Sie resümiert: „Guter Unterricht und vielfaches Üben, so dass jedes Kind die Inhalte verstanden hat, wird aufgrund dieser Vorgaben zu einem Fehlverhalten.“

Einerseits formuliert die Autorin eine reflektierte Kritik am schulischen Unterricht, die selten in dieser Schärfe vorgelegt worden ist. Dies ist der Grund, warum die Lektüre zu empfehlen ist. Andererseits blendet Czerny eine explizite Befassung mit der Frage aus, warum es dieses System seit rund sechzig Jahren gibt und warum keine der zahlreichen Schulreformen je etwas Prinzipielles daran geändert hat, dass per Notendiktat die Mehrheit des Nachwuchses von jener weiterführenden Bildung ausgeschlossen wird, die hierzulande die zwingende Vor-



Wegen guter Noten bestraft: Grundschuldlehrerin Sabine Czerny. Foto: oh

aussetzung dafür ist, in der Arbeitswelt nicht völlig unter die Räder zu kommen. Sie greift mit Recht die Schule als System an, hält nicht etwa einzelne Bildungspolitiker oder Schulleiter für Versager, und lässt doch den Leser mit der sich anschließenden Frage nach den gesellschaftlichen Zielen dieses Schulsystems allein. Es besteht gar kein Zweifel: Sabine Czerny plädiert für eine Schule ohne Noten, ohne Selektion und mit so viel Zeit zum Lernen, wie die Kinder sie jeweils brauchen. Aber auch daran kann es keinen Zweifel geben: Ein daran orientiertes pädagogisches Bemühen gilt in der Staatsschule allerdings als ein Zeichen für ein gröbliches Missverständnis des Lehrerauftrags. Und deswegen steht in ihrer Botschaft von der Machbarkeit

„Guter Unterricht und vielfaches Üben wird zu einem Fehlverhalten“

der „guten Schule“ ihr eigener Fall auf dem Kopf: „Seht her, mit viel gutem Willen und Zeitaufwand geht es doch!“ lautet ihr unausgesprochenes Credo. Als sei die Schule eine private pädagogische Hobbywerkstatt und nicht das staatliche Instrument zur Herstellung von passendem Nachwuchs für diese Gesellschaft.

Czerny kann sich das Schulsystem nur als Anachronismus erklären. Dass hierzulande ein Schulsystem funktional ist, das all das den Kindern antut, was sie in ihrem Buch überzeugend zusammengetragen hat, will sie bis heute nicht glauben. „Das kann doch niemand wollen!“, lautet das Credo, das man ihrer Schrift entnehmen kann. In der Tat, das will wirklich niemand! Keiner der gestandenen Bildungspolitiker von CDU bis SPD will den Kindern „Böses“. Sie treten alle in der Überzeugung an, den Schülern nur „Gutes“ zu offerieren. Jeder sei doch seines Glückes Schmied, verkünden sie und organisieren eine Konkurrenzkultur, die zugleich die Verlogenheit dieser Botschaft offenbart: Ist doch damit von vornherein festgelegt, dass das Interesse aller Schüler, in der Schule gut abzuschneiden, nicht für alle aufgehen darf. Dass immer Sieger und Verlierer produziert werden sollen, auch wenn sich alle Schüler noch so sehr anstrengen, ist das Prinzip dieser Konkurrenz. Und die bringt jene Beschädigungen hervor, die dieses Buch zusammenträgt. Bezweckt sind sie von der Bildungspolitik nicht, als pädagogische Kollateralschäden in Kauf genommen allemal.

Fast wie eine Entschuldigung der Bildungspolitik kommt es deswegen daher, wenn Sabine Czerny zur Erklärung nur anbietet hat, dass „... unser Schulsystem auf einem überholten Menschenbild und einer veralteten Begabungstheorie“ aufbaut. Als ob Menschenbilder politische Entscheidungsgründe abgäben. Mit ihnen werden Entscheidungen über Standortvorteile, Transferzahlungen oder Kriegsbeteiligungen mit dem nötigen philosophischen Tiefgang versehen, und letztlich mit dem Verweis auf das, was „der Mensch“ eigentlich sei, als widersprechlich vorgestellt. Die Sache mit der „veralteten Begabungstheorie“ verhält sich ähnlich. Auch hier hat Czerny das Verhältnis von Theorie und politischem Interesse auf den Kopf gestellt. Denn je nach aktuellem bildungspolitischem Interesse taugt einmal die nativistische Variante der Begabungstheorien zur Legitimation von Entscheidungen und mal die sozialisationstheoretische.

Aber all das will sie bis heute nicht glauben.

SABINE CZERNY: Was wir unseren Kindern in der Schule antun... und wie wir das ändern können. Südwest-Verlag, München 2010. 386 Seiten, 17,99 Euro.

Der Rezensent bekleidete bis 2006 einen Lehrstuhl für „Politische Ökonomie des Ausbildungssektors“ an der Universität Bremen.

Obszön, aber gut geschrieben

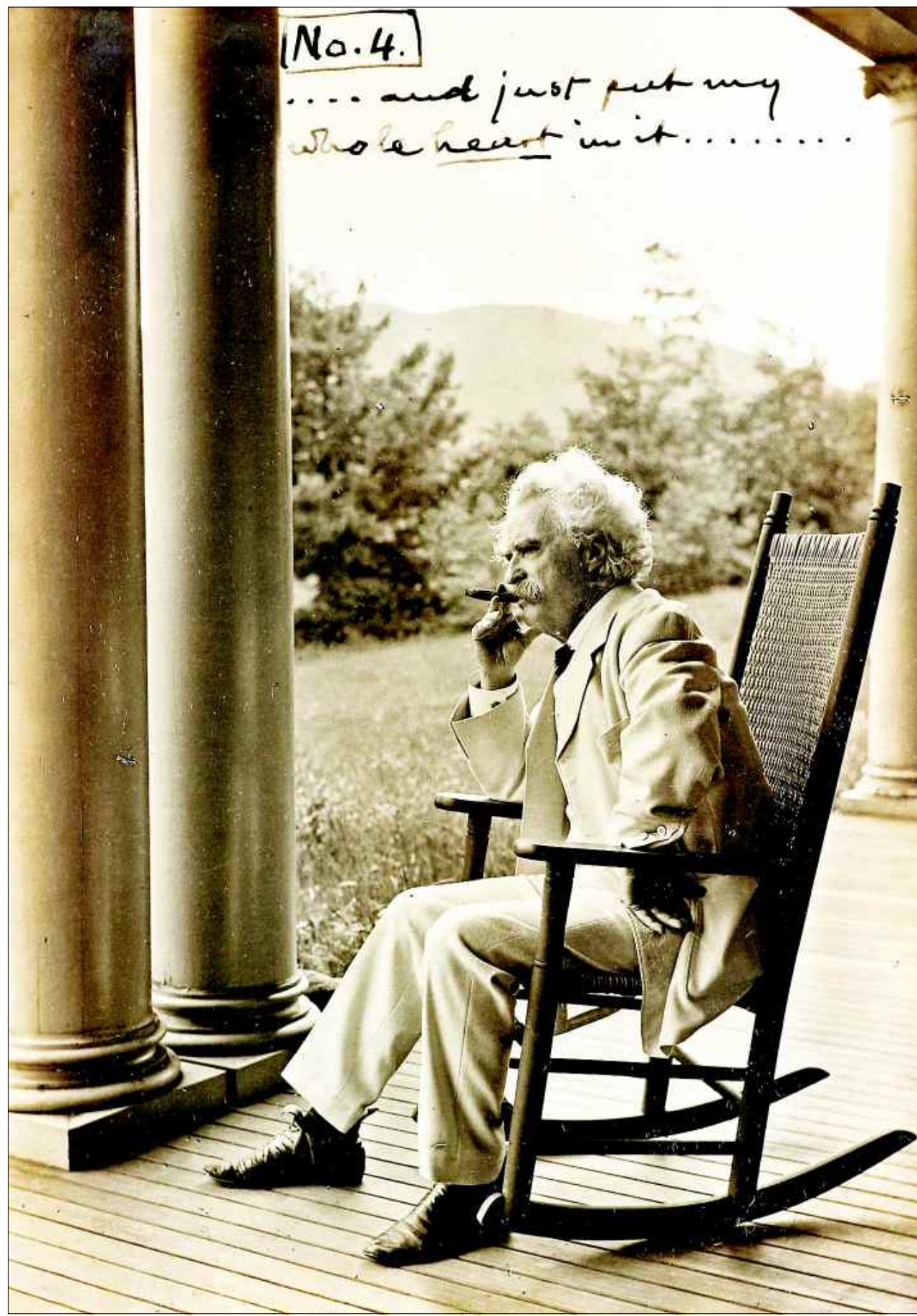
Das Franco-Regime prüfte akribisch die Werke Vargas Llosas

Madrid, am 4. Dezember 1969. Ein Mitarbeiter der für das Franco-Regime zuständigen Zensur-Behörde schreibt über die neueste Arbeit des jungen Mario Vargas Llosa „Gespräch in der Kathedrale“: „Sehr gut geschriebener Roman, wie es bei Vargas Llosa üblich ist. Politischer (...), marxistischer, antiklerikaler, antimilitaristischer und obszöner Roman. (...) Aber die erotischen Aspekte sind hier nur minder wichtig. Das Wesentliche liegt darin, wie er Peru darstellt. (...) Es gibt (...) eine parteiische Absicht, die der Verlag Seix Barral ausnutzt, um Vergleiche stillschweigend herzustellen. Man kann meines Erachtens dieses Buch in keinem Fall zulassen.“ Die Tageszeitung *El País* hat in einem Archiv des Kulturministeriums in Madrid gewühlt und am Donnerstag zahlreiche Berichte der euphemistisch getauften „Abteilung für orthografische Ausrichtung“ der diktatorischen Regierung von Francisco Franco veröffentlicht. Sie sammeln die Eindrücke der allerersten Leser des Nobelpreisträgers: Mitarbeiter der Zensur, die zwischen der Veröffentlichung des Erzählbandes „Die Anfänger“ im Jahr 1959 und dem Erscheinen des Romans „Tante Julia und der Kunstschrei-

ber“ 1977 jedes Werk des Peruaners akribisch prüften. In dem Archiv befanden sich Original-Druckfahnen, Verlags-Anfragen, Umschlagtexte sowie handschriftliche Anmerkungen.

Der Fund protokolliert, wie die Zensoren, die alle in Spanien erschienenen Dokumente vorab lesen mussten, den aufsteigenden Autor zum Teil mit Irritation, zum Teil mit Bewunderung wahrnahmen. Die Lektoren stuften die Manuskripte zwar als Provokation ein, viele von ihnen aber schien die literarische Kraft von Vargas Llosas Prosa zu bewundern, sie retteten seine Bücher vor dem Verschwinden. 1965 schreibt einer über den Roman „Das grüne Haus“: „Das Werk rettet das Pornographische aufgrund seiner literarischen Qualität“ und bittet, nur wenige Stellen zu streichen.

Der erste Roman „Die Stadt und die Hunde“ hatte indes bereits die Entstehung eines gewaltigen Dossiers veranlasst, man wollte wohl mehr über den bislang unbekannteren Provokateur wissen. Ein befremdender Segen, könnte man heute sagen, denn während die spanische Zensur das Manuskript behutsam sezier- te, wurde das Buch in Peru öffentlich verbrannt. CAMILO JIMÉNEZ



Nummer vier einer Serie von sieben Fotoporträts Mark Twains, alle mit handschriftlichen Notizen des Autors versehen, die Albert Bigelow Paine im Jahr 1906 aufgenommen hat. Foto: Graham Haber

Der erste Blogger

Mark Twains ungekürzte Autobiographie ist in den USA ein Verkaufsschlager

Das Samuel Longhorne Clemens alias Mark Twain zu Lebzeiten eine Berühmtheit war, ist bekannt. Seine zehnmönatige Welttournee 1895 und 1896 wurde mit Plakaten beworben wie heute die von Popstars. Erstaunlich ist aber, dass das Interesse an ihm auch 100 Jahre nach seinem Tod nicht nachgelassen hat. Neben drei Biographien, die allein dieses Jahr auf den Markt kamen, ist auch eine CD erschienen. Singer-Songwriter wie Emmylou Harris und Country-Stars wie Vince Gill erinnern dort mit dem „Huck Finn Blues“ und dem Song „Cowboy In His Soul“ an Twains Leben und Werk. Kein Geringeres als Clint Eastwood spricht die Twain-Originaltexte.

Ernster beschäftigt sich mit dem Phänomen Twain eine Ausstellung, die aus Anlass des Twain-Jahres in der New Yorker Morgan Library zu sehen ist. Obwohl in dem einen Raum wenig mehr zu sehen ist als Manuskriptseiten, ein paar Fotos, Twains Brille und sein Füller, zieht sie Scharen von Besuchern an. Dabei bedient die Schau gerade nicht das populäre Bild von Twain als schmundelndem Südstaatennostalgiker, sondern dokumentiert Twains schier ungläubliche Reisefreude, seine Technikbegeisterung und seinen Hass auf Imperialismus, Kolonialismus und die Herrschaft des weißen Mannes, den er im bis heute populärsten amerikanischen Reisebericht, „Following the Equator: A Journey Around the World“ (1897), sehr eindrücklich dargelegt hat.

Doch die größte Attraktion des Twain-Jahres, in das auch der 175. Jahrestag seines Geburtstags fällt, ist der erste Band seiner ungekürzten Autobiographie, das Werk von Harriet Elinor Smith und dem Rest des Philologenteams des Mark Twain Project an der University of California. Das Buch hat Lexikonformat, wiegt zweieinhalb Kilo und hat 737 dichte bedruckte Seiten, von denen der eigentliche Text nur ein Drittel füllt. Dennoch ist es zum Überraschungsschlager im Weihnachtsgeschäft geworden, „total das Geschenk für Väter“, wie eine Buchhändlerin in Brooklyn sagte. Bei Amazon steht es derzeit auf dem ersten Verkaufsrang, nach den Memoiren von George Bush, aber vor denen von Jay-Z, Keith Richards und dem neuesten Werk von Sarah Palin. Obwohl es erst vor zehn Tagen erschienen, musste bereits sechs Mal nachgedruckt werden. 275 000 Exemplare sind bereits ausgeliefert.

Und das, obwohl 95 Prozent dieser „unveröffentlichten“ Autobiographie in unterschiedlicher Form bereits publiziert sind. Twain, der sich sehr um sein Ansehen bei der Nachwelt sorgte, als man es von einer alles und jedes kommentieren-

den öffentlichen Figur wie ihm erwartet hätte, hatte vor seinem Tod ein hundert-jähriges Publikationsverbot für seine Memoiren verfügt. Doch seine Nachlassverwalter ignorierten es weitgehend. Sarkastisch kommentierte der *New Yorker*: „Ein langweiliges, konfuses und verwirrendes Buch erweist sich nun als langweiliges, konfuses und verwirrendes Buch.“ Sollte das Manuskript noch größere Überraschungen bergen, werden sie vor allem mit dem Erscheinen des zweiten und dritten Band offenbar werden, die den Großteil des bisher unveröffentlichten Materials enthalten.

Den ersten Versuch, eine Autobiographie zu schreiben, unternahm Twain mit 42. In den nächsten drei Jahrzehnten folgten mehr als dreißig weitere. Nach ein paar lustlos niedergeschriebenen Seiten wendete er sich jeweils spannenderen Projekten zu. Auch 1904, als Twain fest entschlossen war, das ewig verschobene Projekt endlich anzugehen, quälte sich der sonst unendlich produktive Schriftsteller. Zum Teil lag das an seinem Unbehagen an den Konventionen und der inhärenten Verlogenheit des Genres. Zunächst nahm er sich vor, die erste wirk-

„Du wirst nie verstehen, wie viel Freude dir entgeht, bis du deine Autobiographie diktierst hast“

lich ehrliche Autobiographie zu schreiben. Doch das erwies sich selbst für ihn als unmöglich: „Man kann seine private Seele nicht offenlegen und betrachten. Man schämt sich seiner selbst zu sehr. Es ist zu abstoßend.“

Eine andere Neuerung erwies sich als praktikabler: Statt den üblichen geraden Weg von Geburt Richtung Grab abzuwandern, sollte seine Autobiographie ein Patchwork von fragmentarischen Einzeltexten werden. Spontanität und freies Assoziieren, so Twain, würden einen lebendigeren und authentischeren Text ergeben als die monotone Chronologie: „Die Sache, die sich gerade zuoberst im Bewusstsein einer Person befindet, ist die, über die man schreiben oder sprechen sollte.“

Der eigentliche Durchbruch kam für Twain jedoch in Gestalt von Isabel Lyon, der Sekretärin, die ihn und seine todkrank Frau Olivia 1904 nach Florenz begleitete. Twain, der sich zeitweilig für Aufschreibesysteme interessierte – den größten Teil seines Vermögens verlor er durch die Investition in eine Satzmaschine – begann, Lyon neue Passagen seiner Autobiographie zu diktieren, und fand so endlich den Schlüssel zu seinem Alterswerk: „Du wirst nie verstehen, wie viel

Freude dir entgeht, bis du deine Autobiographie diktierst hast“, schrieb er an einen Freund. „Und du wirst staunen (...) wie sehr es dem Gespräch ähnelt & wie echt es klingt (...) und wie segensreich das Fehlen der Spuren von Stärke & Bügeln, & Mühe & Sorge & der anderen Künstlichkeiten ist.“ Nach einer weiteren Unterbrechung durch den Tod seiner Frau diktiert Twain zwischen 1906 und 1909 dann mehr als 5000 Seiten. Am 21. April 1910 stirbt er im Alter von 74 Jahren.

Seinem „System“, auf jedes System zu verzichten, bleibt Twain den ganzen Text hindurch treu: Er erzählt von seinem Lebenstrauma, dem Tod seines Bruders Henry auf dem Mississippi-Dampfer *Pennsylvania*, doch noch länger ist die hasserfüllte Tirade gegen die Florentiner Vermieterin („Sie ist aufgeregt, hinterhältig, boshaft, rachsüchtig, gnadenlos, egoistisch, knausrig, geizig, grob, vulgär, profan, obszön...“). Unterhaltsame Anekdoten wie die Geschichte von dem Duell, dem Twain als junger Redakteur des *Virginia City Enterprise* in Nevada gerade noch entkam, stehen zwischen ermüdenden Ausführungen über Präsidentschaftskandidaten. Hier ist ein auftritteleider Kommentar zu den Kriegsverbrechen „unserer uniformierten Mörder“ auf den Philippinen zu lesen, dort bewegende Erinnerungen an die Farm seines Onkels in Missouri.

Doch trotz der bunten Stoffe fällt es dem Leser nicht leicht, Twains Enthusiasmus für seine Erzählmethode zu teilen. Wie viele Männer seines Alters quatscht er ungehemmt drauflos und steuert ewig Pointen an, die nie kommen. Statt Witz und Lebendigkeit produziert das Diktat über weite Passagen verlaberte Prosa, die von der Seite hängt wie ein schlaffes Segel vom Mast. Da hilft es auch nicht, dass viele amerikanische Kritiker ihn – vielleicht gar nicht zu Unrecht – als ersten Blogger identifiziert haben.

Es ist also unwahrscheinlich, dass diese Autobiographie ein „Modell für alle zukünftigen Autobiographien“ werden und „auf viele Jahrhunderte wegen ihrer Form und Methode“ bewundert werden wird, wie Twain in einem Anfall von Größenwahn prophezeit. Der Bewunderung für Twain selbst tut das allerdings keinen Abbruch. JÖRG HANTZSCHEL

MARK TWAIN: *Autobiography, Volume 1. University of California Press, Berkeley 2010. 737 Seiten, 34,95 Dollar. Der gesamte Band ist auch im Internet zu lesen: www.marktwainproject.org. Die Ausstellung „Mark Twain: A Skeptic's Progress“ bis 2. Januar in der Morgan Library, New York. www.themorgan.org. Der Katalog kostet 35 Dollar.*

James Bond zieht andere Saiten auf

Igal Shamirs autobiographischer Thriller „Hitlers Violine“

In italienischen Archiven lebt es sich gefährlich. Das gilt zumindest für Gal Knobel, der eigentlich nur mit seiner Stradivari unterwegs ist, sich dann aber auf eine ominöse Geschichte einlässt und so tut, als sei er wieder Mitarbeiter des israelischen Geheimdienstes. Es gilt ein Geheimnis zu lüften, das mit Altnazis zu tun hat, die nach dem Dritten Reich mit Hilfe des Vatikans nach Südamerika flüchteten, inzwischen aber wieder unter falscher Identität in Mitteleuropa leben. Und es geht um einen seit der Renaissance sich hinziehenden Prozess der Vertuschung mit dem italienisch-jüdischen Komponisten und Monteverdi-Zeitgenossen Salomone Rossi als Schlüsselfigur.

Und ja, Hitler ist auch mit von der Partie. In einer Rückschau zu Beginn des Romans erfährt man, dass eine gewisser Gustav Schultz, seines Zeichens Wehrmachtsoffizier und Geiger, während des Zweiten Weltkrieges in einem Schloss in Burgund eine Abendgesellschaft unterhalten durfte und alleine wegen der Erhaltung des jüdischen Komponisten Rossi auf Hitlers Befehl standrechtlich erschossen wurde. Solche spekulativen Erzählfäden lässt Igal Shamir fortan in der Tiefe der Zeit wehen. Der „Spion mit der Geige“, wie Gal gerne genannt wird, beginnt zu recherchieren, ist am Ende des Romans aber nicht wesentlich schlauer als zu Beginn.

Dafür hat man im Klappentext erfahren, dass der Lebensentwurf des Romanhelden wie eine Blaupause der Biographie des Autors wirkt. Igal Shamir war Kampfpilot in der israelischen Armee, wurde eines Tages von Yehudi Menuhin entdeckt, machte Karriere als Geigen-solist und schrieb 1971 den Roman „Die fünfte Saite“, aus dem wiederum „Der große Blonde mit dem schwarzen Schuh“ wurde. Einen Film zum Buch könnte es auch im Fall von „Hitlers Violine“ geben. Sollte das der Fall sein, hätte es zumindest den Vorteil, dass etwaige Drehbuch-Autoren auf einen Teil der Bibliotheksrecherchen verzichten könnten, die Shamir nach dem immer gleichen Schema aufbaut: Der Held mit der Geige geht in eines der italienischen Bücherlabirynthe in Florenz oder Rom, und siehe da, kaum hat der wackere Musiker einen Beleg dafür gefunden, dass Salomone Rossi in so großem Stil für Monteverdi komponierte, dass man ihn einen Ghostcomposer nennen muss, schon bekommt er einen Schlag auf den Hinterkopf.

Der gute Gal wacht zwar immer wieder auf, die Beweise allerdings sind verschwunden und am Ende sind alle mauttot, die es wagten, dem Stradivari-Bond zu helfen. Besonders betrieblisch ist das im Fall der schönen Mossad-Agentin, mit der Gal dann doch intim werden durfte. Ganz zu schweigen von Kardinal Alphonse de Morillon, diesem wackeren Kämpfer für eine saubere Kurie, der Gal nach einem Konzert in Venedig anspricht und auf die Spur des Monteverdi/Rossi-Komplexes setzt. De Morillon war als Knabe Zeuge des Konzerts im burgundischen Schloss. Nimmt man hinzu, dass er inzwischen Würdenträger im Vatikan und dort von rechtslastigen Kardinalen umringt ist, ahnt man, mit wie viel hintergründig raunender Handlung Shamir seinen Roman überlastet.

Ob der sprachliche Holperker, mit dem der Roman immer mal wieder aufwartet, Shamir selbst oder Anja Lazarowitz' Übersetzung aus dem Französischen zuzuschreiben ist, lässt sich schwer nachvollziehen. Sicher ist, dass „Hitlers Violine“ unter der Last des Erzählens in zumindest zwei Teile zerfällt. Zuerst hat man es mit einem Gal Knobel zu tun, der wie Umberto Eco's William von Baskerville unterwegs ist. Shamir konzentriert sich allerdings nicht auf einen Handlungsort, sondern lässt seinen Baskerville permanent mitteleuropäische Großstädte anfliegen. Nach knapp 150 Seiten wechselt das Genre dann, und aus dem Gelegenheits-Bond wird ein Nazijäger, der vom Wiener Dokumentationszentrum des Bundes Jüdischer Verfolger des Naziregimes schlagkräftige Hinweise bekommt.

Von da an setzt der Mossad sich in Bewegung, und Gal ist mit dabei, wenn untergetauchte Altnazis, die für die Ermordung von Gustav Schultz verantwortlich waren, auf Schweizer Waldwegen gekidnappt werden. Gegen Ende des Romans offenbart Shamir Insiderwissen, das vermuten lässt, der 72-Jährige sei dereinst selbst als Nazijäger unterwegs gewesen. Der Roman nimmt noch einmal Fahrt auf. Aber auch das hilft nicht darüber hinweg, dass Igal Shamir beim Versuch, seine eigene Vita fiktional zu überbieten, zuvor zu oft schon die Luft ausgegangen ist. JÜRGEN BERGER

IGAL SHAMIR: *Hitlers Violine. Roman. Aus dem Französischen von Anja Lazarowitz. Paul Zsolnay Verlag, Wien 2010. 349 Seiten, 19,90 Euro.*

Im Fluchtgepäck

320 000 Euro für Fontane-Briefe

Rund 300 Briefe des Dichters Theodor Fontane sind in einem Hamburger Auktionshaus für 319 900 Euro versteigert worden. Der Käufer sei ein Auftragsbieter für eine öffentliche Institution, teilte das Haus Hauswedell & Nolte mit. Die Exponate umfassten 56 mit Gänsefeder verfasste Schreiben an den Berliner Journalisten Fritz Mauthner sowie 240 Briefe und 25 Postkarten an den schlesischen Amtsgerichtsrat Georg Friedlaender. Die Briefe an Friedlaender hätten, heißt es, im Fluchtgepäck einer aus Schlesien Vertriebenen überlebt. dpa